

## Mutter

Ihre alte Standuhr, die neben ihrem Holzregal steht, verunsicherte mich heute mehr als sonst. Vielleicht wegen der Zeiger, die seit Tagen auf viertel nach fünf stehen geblieben sind. Vielleicht wegen des Sekundenzeigers, der heute unheimlich laut tickt. Oder vielleicht wegen meinem eigenen Spiegelbild im Zifferblattglas, das die deutliche Rötung an meinem linken Ohr reflektiert.

Normalerweise müsste ich ihr jetzt den Kochlöffel bringen. Doch heute ist alles ein wenig anders.

*Sie* ist heute anders - und das macht mir Angst.

Trotzdem gehe ich wie immer zur Küchenschublade, öffne sie, nehme den Löffel heraus.

Wie immer stehe ich danach vor ihr, halte den Löffel mit beiden Händen am Stiel fest, sodass sie ihn an der Laffe packen kann.

Und wie immer reiche ich ihn ihr in die rechte Hand, denn sie ist Linkshänderin.

Mein Blick schweift hinüber zu dem alten, verstaubten Bild im Regal.

Vater schoss es vor genau sechs Jahren. Mutter und ich saßen dicht beieinander am Strand und lachten an diesem Tag breiter als die Sonne.

Aber das ist lange her.

Meine Augen wandern weiter, bleiben an der bröckelnden Wand hängen.

Schwarzer Schimmel frisst sich durch das einst reine Weiß.

Unwillkürlich denke ich an das Haus meiner Freunde: strahlend weiße Wände, moderne Möbel, eine glänzende Glasvitrine voller Familienbilder.

Gegen viertel vor sechs sitze ich auf dem kalten Fliesenboden ihres Badezimmers. Mein Kopf lehnt schwer gegen die eisige Wand. Müde blicke ich auf die abgesperrte Holztür und bedaure, dass nur dieses Zimmer ein Schloss besitzt. Nach langen Atemzügen richte ich mich auf und trete zum Spiegel über dem Waschbecken.

Ich starre hinein – mein linkes Ohr blutet.

*Hoffentlich keine Platzwunde.*

Schnell wasche ich das Blut mit kaltem Wasser ab, klebe ein Pflaster darauf.

Mein Blick gleitet tiefer.

Die alten blauen Flecken an Armen und Bauch haben sich violett verfärbt, die neuen schimmern noch dunkelrot. Ich versorge alles so gut ich kann. Hunger verspüre ich keinen. Also lege ich mich, erschöpft, um achtzehn Uhr ins Bett.

Gegen viertel nach elf liege ich immer noch wach.

Vielleicht wegen der hauchdünnen Decke, die kaum Wärme spendet.

Vielleicht wegen der pochenden Wunde an meinem Ohr.

Vielleicht wegen ihrem lauten Schluchzen aus der Küche.

Oder vielleicht auch, weil es schon seit langem so ist.

Ich sehne mich nach dem Morgen. Fange an, an den bevorstehenden Schultag zu denken.

Um acht beginnt er.

Wenn meine Freunde mich morgen in der Sportumkleide wieder fragen, woher die Verletzungen kommen, werde ich vom harten Basketballtraining erzählen.

Und wenn mein Basketballtrainer übermorgen fragt, werde ich vom harten Schulsport berichten.

Ich denke zum tausendsten Mal an diese eine Stunde vor zwei Jahren:

Als Experten uns über Gewalt aufklärten. Über Kindesmissbrauch. Über Wege hinaus. *“Jugendamt”*, sagten sie.

Ich schüttelte heftig den Kopf, schiebe alle Gedanken daran in eine Schublade.

Letztendlich spiegelt ein zerbrochener Spiegel noch immer, genauso wie eine kaputte Familie noch immer eine Familie ist.

Der nächste Schultag läuft wie gewohnt.

Um acht tische ich allen im Sportunterricht meine übliche Geschichte auf.

Um zehn konzentriere ich mich auf Mathe.

Um elf lese ich im Deutschunterricht meine Hausaufgaben vor.

Um zwölf endet die Schule.

Um viertel nach zwölf verabschiede ich mich von meinen Freunden an der Bushaltestelle.

Um viertel vor eins schleiche ich zurück ins leere Schulgebäude.

Bis viertel vor vier bereite ich alles für den nächsten Tag vor.

Dann nehme ich den letzten Bus.

Um Punkt fünf stehe ich wieder an der vertrauten Haltestelle.

Langsam mache ich mich auf den Weg zu ihrem Haus.

Auf den ersten Blick scheint alles wie immer.

Die verstaubten Bilder stehen wie gewöhnlich unbeachtet im Regal.

Die alte Standuhr zeigt wie gestern viertel nach fünf.

Nur eines ist anders – und das macht mir Angst. Eine zerschlagene Wodkaflasche liegt auf dem Holzboden.

In einer der Scherben sehe ich mein eigenes verzerrtes Spiegelbild.